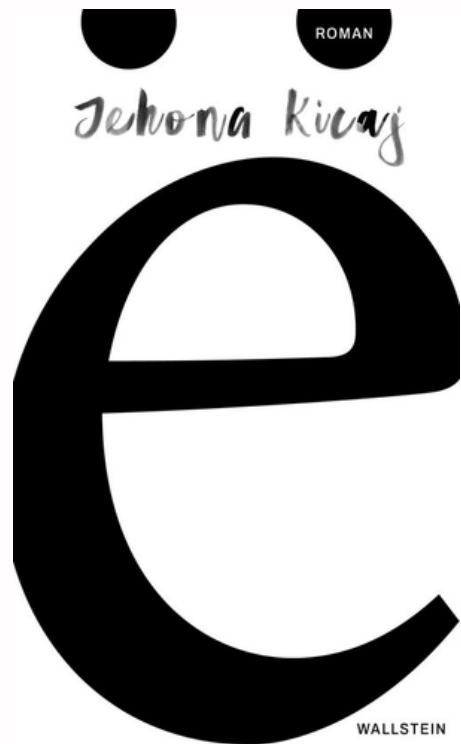


È

Ein Roman von Jehona Kicaj, 2025.
Wallstein Verlag, Seite 8-12.



Ein stilles und zugleich sprachmächtiges Buch, das vom Verlust der Heimat durch Krieg, von Schmerz und Sprachverlust erzählt.

»Dein Deutsch ist auffällig. Du klingst wie eine professionelle Sprecherin. Deine Tonlage, deine Pausen, deine präzise Artikulation, die Art, wie du manche Wörter betonst, das erinnert mich an die Synchronstimmen weiblicher Anime Figuren«, sagte mir Elias auf einem unserer ersten Spaziergänge. Ich fragte ihn, was er damit meine. »Na ja, die eigene Sprechweise ist doch irgendwie einmalig und unverwechselbar. Sie hat ihre eigene Tonhöhe und Geschwindigkeit, sie hat ihren eigenen Rhythmus. Und bestimmte Worte und Wendungen kehren immer wieder. Bei dir aber«, er dachte nach, sagte dann, »klingt alles so perfektioniert.«

In seiner beiläufigen Aussage erkannte ich eine Wahrheit, die mir nie bewusst gewesen war. Ich erzählte ihm, dass ich Deutsch nicht mit Vokabellisten, sondern vor dem Fernseher gelernt hatte. Als Kind saß ich allein auf dem arabesken gemusterten, roten Teppich, das Gesicht nur wenige Zentimeter vom Bildschirm entfernt. Ich beobachtete konzentriert die Verzerrungen der Münder und versuchte sie mit den Klängen aus den Lautsprechern zu verknüpfen. Als ich einige Monate später in den Kindergarten kam, hörte ich die vage vertrauten Laute aus wirklichen Mündern. Ich staunte, und auf die Frage meiner Schwester, wie es mir hier gefalle, antwortete ich nur: *Këta po folin si ata në televizor* – »Die sprechen hier dieselbe Sprache wie die im Fernsehen.«

Ich hielt weiter ihre Hand und wollte sie nicht loslassen. Zuerst bin ich der deutschen Sprache in Zeichentrickfilmen und Anime Serien begegnet. In dem Zusammenspiel aus bewegten Bildern und sich abwechselnden Stimmen habe ich meinen Zugang zum neuen Sprachraum gefunden. Durch das genaue Hinsehen und Hinhören.

»*Gjuha huj*«, sagte ich zu Elias, »kann auf Albanisch bei des heißen: *Fremde Sprache*, aber auch *fremde Zunge*, und manchmal ist mir, als würde ich noch immer in fremden Zungen sprechen. Vielleicht kommt es dir deswegen so vor, als wäre ich eine Synchronsprecherin.« »So war das nicht gemeint«, sagte Elias und schüttelte den Kopf. »Ich meine es aber so«, sagte ich. Meine Aussprache ist bereits vor dem Aussprechen abgesteckt. Im Grunde bedeutet Sprechen für mich noch heute Nachahmung; es ist bloß eine neu angeordnete Klangabfolge von dem, was ich vorher gehört oder gelesen habe. Und manchmal frage ich mich, wie viel von mir selbst in meinen Worten liegt, wenn ich sie ursprünglich von gezeichneten Bildern auf dem Bildschirm erlernt habe.

Ich lernte früh, dass ich schweigen musste, sobald wir die serbische Grenze erreichten. Deine Muttersprache konnte dich in Gefahr bringen, wenn du sie am falschen Ort sprachst. Sobald das erste Schild auf die Grenze verwies, schalteten wir die Musik aus und versteckten alle albanischen Kassetten unter unseren Autositzen.

Wir sagten nichts. Wir schwiegen, schon lange bevor der Grenzbeamte sein Zeichen gab, das Fenster zu öffnen. Nur mein Vater sprach mit ihm. Er konnte fließend Serbisch, wie viele andere in seinem Alter hatte er es in der Schule und später beim Militär gelernt. Ich verstand kein einziges Wort, aber ich hörte die Unsicherheit in seinem Tonfall. Er zögerte nicht einen Augenblick, auf die Fragen des Polizisten zu antworten, und dennoch wählte er seine Worte vorsichtig. Dann schlug sein Ton plötzlich um, und ich hörte diese bestimmte Rauheit in seiner Stimme. Wann immer er seinen Ton auf diese Art schärfte, wann immer ich den veränderten Klang vernahm, wusste ich, dass etwas passieren würde.

Ich erinnere mich, dass die Hände meiner Mutter zitterten, als Baba sie aufforderte, ihm die Pässe zu geben, dass sie nicht in der Lage war, den Reißverschluss der roten Ledertasche mit all unseren Papieren zu öffnen. Sie gab ihm die un geöffnete Tasche mit gesenktem Kopf. Ich erinnere mich an die kalten Blicke des Grenzpolizisten, mit denen er uns von oben herab durch die Scheiben der Autofenster anstarrte, daran, wie wir alle aussteigen und das Auto ausräumen mussten.

Ich erinnere mich an das laute Geräusch des Stempels, den er erst in unsere Pässe setzte, nachdem wir mehrere Geldscheine hineingelegt hatten. Die Pässe reichte er uns nicht zurück, er schob sie nur von sich, als wären sie nichts wert. Auf der Grenze zwischen Kosovo und Serbien habe ich zum ersten Mal gesehen, wie meine Eltern gedemütigt wurden. Diese Grenzerfahrung holt mich noch heute bei jeder Passkontrolle ein.

Wenn man mich als Jugendliche fragte, ob ich schon einmal in Berlin gewesen sei, verneinte ich immer. Ich war noch ein Kind, als wir zur serbischen Botschaft nach Berlin fuhren, um unsere Pässe verlängern zu lassen. Das war kurz nach dem Krieg. Wir verbrachten den ganzen Tag in der Botschaft. Ich wurde dafür von der Schule freigestellt. Ich erinnere mich: Vor Müdigkeit legte ich mich auf den Fußboden zwischen die Schuhe der Wartenden. Nach sechs Stunden rief man uns auf. Ich weiß noch, wie hart der serbische Beamte meinen Namen aussprach. Seine Uniform war schwarz. Die Pässe waren dunkelblau, und darauf stand in goldenen Lettern *Republic of Serbia*, auch noch Jahre später. Serbisch schrieb man dort meine Geburtsstadt. Serbisch steht sie heute in meinem deutschen Pass: *Suva Reka* statt *Suharekë*. Ich hatte den ganzen Tag gewartet, um mich am Abend als Serbin ausweisen zu können. Dieser Aufenthalt in Berlin zählte für mich nicht.

In meiner Heimat waren graue Hochhäuser Geborgenheit, Gemeinschaft und Gefühl, und da, wo ich zuhause bin, nämlich hier, in Europa, in Deutschland, in Bayern werden ihnen sozialer Abstieg, Kriminalität und Trostlosigkeit angedichtet. Dass Heimat und Heim buchstäblich wie im übertragenen Sinne einander fern wie fremd sein können, ist eine ebenso persönliche These wie jede Definition dieses Begriffs seit jeher war und immer sein wird. Die Definition verfasse und fühle ich in der deutschen Sprache, einer Sprache, die nicht meine Muttersprache, aber mein Zuhause ist. Die Sprache gehört mir: Die Worte geben sich mir hin. Wenn sie es nicht tun, so zwingen sie mich. Sie verweifeln an mir, wie ich auch an ihnen verweifle, das wird immer das Los eines jeden Autors sein. Man könnte sagen, wir stehen miteinander in einer Beziehung, in einer, in der ich fliegen und fallen kann, und man könnte mich fragen: Ist Sprache nicht Ihre Heimat?

Und ich würde innehalten, bestimmt. Ich würde innehalten und den Kopf schütteln als Erkenntnis: Zuhause ist, wo ich mich frei und nackt und mit allem, was ich bin, bewege. Aber Zuhause muss nicht zwingend in der Heimat liegen, und Heimat kann manchmal ganz fremd sein. Wenn ich nach Russland fahre, so fahre ich mit den Fingern über schwarz-weiße Birkenrinde, und ich spüre Geborgenheit, wenn ich den Himmel schaue und graue Hochhäuser mir den Blick verstellen. Aber ich spreche dort in einer mir inzwischen fremden Sprache, und die Art, wie ich denke, verstehen die Menschen dort nicht. Diese Ambivalenz ist, was Menschen auf Reisen schickt, denen man nachsagt, jemand begeben sich zu seinen Wurzeln. Ich weiß nicht, ob man das kann, Wurzeln verpflanzen, Wurzeln suchen, Wurzeln wissen.

Wenn etwas schwer zu fassen ist, versucht man, das Ganze gemeinhin in Einzelteile zu zerlegen. Heimat hat, wenn man diesen Versuch unternimmt, eine räumliche, eine zeitliche, eine soziale, eine emotionale und eine kulturelle Dimension. Das wirft Fragen auf: Ist Heimat ein Haus, ein Ort, eine Region, ein Land? Hat Heimat somit auch Grenzen? Die wer, jemand anders, gezogen hat, einfach so? Ist Heimat da, wo alle die humorvollen Feinheiten meiner Sprache verstehen, ist Heimat da, wo ein Lied das Herz zur Rührung bringt? Ist Heimat, wenn Erinnerungen das Jetzt überlagern, oder ist sie da, wo die wichtigen Menschen sind, deren Lachen man einzuordnen weiß? Ist all diesen Dimensionen die Geborgenheit - die der Familie, der Freunde, der Sprache, der Gerüche, der Niederschlagsstärke, der Blätterfarbe an den Bäumen, der Witze, der Höflichkeitsfloskeln - immanent? Lässt sich diese Geborgenheit - wenn sie denn das verbindende Element sein sollte - regional begrenzen, einordnen oder definieren?

Fragen: Wenn Heimat ein persönliches Gefühl ist, wenn es nichts ist, was verordnet werden kann durch neue politische Konstellationen oder Grenzen, kann es denn überhaupt etwas Statisches sein?

Kann und darf sich Heimat nicht auch verändern? Meine hat sich verändert, so sehr, dass ich sie nicht wiedererkenne, und so wie ich sie gerade sehe, auch nicht wiedererkennen will. Muss Heimat ein Singular bleiben, darf sie nicht wachsen, ein Plural werden, dürfen wir nicht Heimaten haben? Dürfen wir diese nicht selbst definieren?

Wenn man mich fragt, woher ich *ursprünglich* komme, möchte ich antworten: Ich komme von einem Ort, der verwüstet worden ist. Ich wurde in einem Haus geboren, das niederbrannte. Ich hörte Schlaflieder in einer Sprache, die unterdrückt wurde. Ich möchte antworten: Ich komme aus der Sprachlosigkeit.